

fang mit dem Namen an: Damals nannte man die Einheimischen »Eskimos«. Eskimo, so hieß es lange Zeit, bedeute Rohfleischesser, und die Bezeichnung rühre von der Sitte der Einheimischen her, kleine Stückchen Walhaut, das sogenannte »Mattak«, direkt nach dem Fang zu verspeisen.

Die Ureinwohner Grönlands nennen sich lieber Inuit, was in schöner Eindeutigkeit schlicht »Mensch« bedeutet.

Die Kolonialmacht Dänemark traute den Inuit keine Verwaltung und keine Verantwortung zu. Ein zeitgenössisches Bild lässt daran keinen Zweifel. Es zeigt den Sozialdemokraten Thorvald Stauning, von 1929 bis 1942 dänischer Ministerpräsident, als Vater aller Dänen und aller Völker in den Kolonien.

Island hat es auf diesem Bild noch vergleichsweise gut getroffen, die Kolonie wird durch einen Fischer dargestellt, ebenso wie die Nachbarn auf den Färöern.

Grönland dagegen ist ein kleines Kind mit Fellstiefeln, den Kamiks, und Strickjacke, das sich schuttsuchend zwischen Staunings Knie lehnt.

Der Landesvater von einst ist inzwischen Geschichte; niemand würde heute noch solch ein Bild in Auftrag geben. Wenn man nach Spuren des alten Sozialdemokraten sucht, muss man sich die Bergstiefel anziehen. Im Osten des Landes wurde eine Bergspitze nach ihm benannt.

Aber solche Bilder tun eben auch weh.

»In Kopenhagen saß das Grönland-Ministerium, voll von Leuten, die selbst nie in Grönland gewesen waren, und hat bestimmt, wie wir leben sollen«, schimpft Aleqa Hammond.

Jeder in Grönland kennt Aleqa, übersetzt heißt ihr Name »große Schwester«, und weil das so ist, muss man ein bisschen kämpfen, um in ihrem Terminkalender einen Platz zu finden. Aleqa ist eine stattliche Frau von gut vierzig Jahren, mit dunklen Haaren, die sie zu einem Zopf gebunden hat, und sie steckt in einem Kostüm aus grauem Flanell.

Von ihr stammt der Satz: »Wir sehen nicht wie Europäer aus, wir denken nicht wie sie, und wir wollen auch keine sein.«

Aber sie ist keine sture Nationalistin: Sie nimmt, so sagt sie, gerne das Beste aus beiden Welten.

Das merkt man schon, wenn man sich auf dem Besuchersofa niederlässt, eines jener legendären dänischen Entwürfe aus Holz und schwarzem Leder, die nicht nur elegant sind, sondern in denen man auch stundenlang bequem sitzen kann.

Der Raum im Erdgeschoss des Regierungsgebäudes ist funktional – und für eine ehemalige Außenministerin eher bescheiden. Grönland ist noch zu klein für große Prachtentfaltung.

Aleqa Hammond und ich sind alte Bekannte: Vor sechs Jahren haben wir uns in ihrem Garten getroffen, einem der ersten in Grönland, inmitten von Eisbergsalat und Kartoffeln. Aleqa ist eine Pionierin. Für sie bedeuten Gurken und Brokkoli aus eigener Produktion auch ein Stück Unabhängigkeit.

An der Wand in ihrem Büro hängt ein Gruppenbild: Inuit in traditioneller Kleidung mit Kamiks und Wollpullis, Aleqa im Kreis von Freunden, aber kein dänischer Ministerpräsident hält seine Hände schützend über sie.

»Meine Mutter hat es nicht einmal gewagt, mit einem Dänen einen Streit anzufangen«, Aleqa lehnt sich auf dem Bürostuhl zurück und lacht. »Ich streite auch mit dem Premier in Kopenhagen, wenn es sein muss.«

Aleqa Hammond ist eine Einheimische, der man sofort zutraut, auch ohne die Dänen klarzukommen.

Ihre Geschichte klingt wie ein kleines Märchen, denn sie ist kein Mitglied der überschaubaren einheimischen Elite, sondern eine aus den Siedlungen an der Küste.

Aleqa stammt aus einer Familie von traditionellen Jägern in Uummanaq in Nordgrönland. Als sie acht Jahre alt war, starb ihr Vater bei einem Jagdunfall. Ihre Mutter musste drei Kinder allein aufziehen.

Aleqa, die große Schwester, schaffte es als Erste ihrer Familie aufs Gymnasium, dann studierte sie Englisch in Kanada. Nach Grönland zurückgekehrt, wartete eine neue Reifeprüfung auf sie.

»Ich zog fünf Wochen mit den Fängern von Qaanaaq auf dem Hundeschlitten übers Eis, fünf Wochen ohne Dusche und ohne festes Haus. Wir haben Eisbären und Narwale gejagt. Auf dieser Reise bin ich eine richtige Inuit geworden.«

Mit sechsunddreißig Jahren ließ sie sich fürs Parlament aufstellen, bekam die zweithöchste Stimmenzahl aller Kandidaten und wurde als erste Frau des Landes Ministerin für Familie und Justiz, später Außenministerin.

Aleqa hat Staatschefs aus aller Welt empfangen, als sich alle Welt plötzlich für die Polargebiete interessierte. Sie schmunzelt bei dem Gedanken daran, dass selbst Indien beobachtenden Status im Arktischen Rat haben will.

Nach den Wahlen ging Aleqa in die Opposition und leitet als erste Frau die wichtigste Oppositionspartei, die Siumit-Partei. Als Quotenfrau würde man die Rolle der quirligen, humorvollen und überaus energischen Inuit missverstehen.

Sie selbst sieht sich auch nicht so.

»Wir haben viele Frauen, starke Frauen, auch im Parlament. Es ist an der Zeit, mal was für die Jungs zu tun«, sagt sie. Die jungen Frauen kämen in der Moderne gut zurecht. Es seien die Männer, die in der Falle steckten. Die Mädchen stellten siebzig Prozent bei den höheren Bildungsabschlüssen, für sie bedeute das Leben in der Stadt ein Gewinn an Freiheit. Die Jungs hinkten hinterher.

Als Tochter eines Jägers weiß sie, wie sehr den Männern die Rolle des Ernährers im Blut steckt und wie schwer es für sie ist, die neuen Zeiten zu akzeptieren.

Wir reden über Qaanaaq, die nördlichste Stadt der Welt, und die Fahrten der Inuit übers Eis, bei denen sie gegen Geld warm eingepackten Touristen auf Mehrtagestouren die Welt unterm Nordpol erklären. Leben kann man allein von der Jagd nicht mehr, es reicht höchstens für ein karges Leben, eine Existenz im Stil der Fünfzigerjahre. Es ist kein Job mit Zukunft für die heutige Generation.

Von Fahrten mit den Jägern von Qaanaaq erinnere ich mich an deren Dilemma auf dem Weg zum Eis.

Der Supermarkt, den sie passieren, hat all das im Überfluss, was sie nur unter Lebensgefahr auf dem Eis erbeuten könnten. Eigentlich ist ihnen klar, dass die Jagd nur noch ein Hobby ist. Die Ernährung leistet auch der Supermarkt mit seinen Tiefkühltruhen voll von Hamburgern und Hähnchen, Rosenkohl und Hackfleischbraten zu Preisen wie in Dänemark.

Es gibt Unmut auf beiden Seiten, bei den Dänen, die seit Jahrzehnten zahlen – und bei den Grönländern, die dafür auch noch dankbar sein müssen. Da kommt der Nation im Werden der neue Ölrausch wie bestellt.

Das Regierungsviertel der Hauptstadt ist übersichtlich, und gleich neben Aleqas Büro liegt das Hauptgebäude der Polizei.

Dort irgendwo warten Greenpeace-Aktivisten auf ihre Abschiebung. Ein paar Tage lang hielten sie die halbe Welt ziemlich in Atem, weil sie in grönländischen Gewässern auf eine Plattform kletterten und den Bohrbetrieb zum Stoppen brachten. Die Betreiberfirma, ein schottisches Unternehmen namens Cairn Energy, stellte Strafanzeige und forderte einen gewaltigen Schadenersatz, und die dänische Kriegsmarine holte die Besetzer schließlich von der Plattform.

Nach Öl suchen die Multis überall in der Arktis. Offenbar sind sie 160 Kilometer vor der grönländischen Küste jetzt fündig geworden.

Wenn es aber ernst wird mit dem Öl in der Arktis, dann – so Greenpeace – sollten die Unternehmen wenigstens einen Notfallplan öffentlich machen, für den Fall, dass bei der Tiefseebohrung etwas schiefginge.

So verkehrt ist das nicht, und eigentlich müssten die neuen grönländischen Patrioten über diese Schützenhilfe dankbar sein. Doch sie kommt von der falschen Seite. Greenpeace hat aus den Achtzigerjahren noch immer das Image des Landesfeindes Nummer eins.

Damals gelang es der Umweltorganisation, der Welt den Kauf von Robbenfellen gründlich auszureden, nachdem Bilder blutiger und grausamer Schlachtorgien um die Welt gegangen waren. Die meisten Bilder stammten zwar nicht aus Grönland, aber trotzdem brach der Robbenfell-Markt für alle Länder der Arktis komplett ein.

Wenn es also Sympathien für die Streiter von Greenpeace geben sollte, dann werden sie nicht geäußert. Aber heimliche Erleichterung kann man schon heraushören, wenn Aleqa sybillinisch sagt, Greenpeace sei auch ein Indikator für die Tricks, die die andere Seite auf Lager habe.

Dabei schmunzelt sie dann – ein bisschen. Was sie damit meint, kann ich nur vermuten. Wie das Desaster am Golf von Mexiko gezeigt hat, sind die Mineralölkonzerne ausgesprochen knauserig. Sie wollen das Kapital ihrer Aktionäre mehren. Sicherheit kostet Geld. Es stärkt die Position der grönländischen Regierung, wenn Greenpeace-Leute sich draußen an den Riggs für sie abfrieren.

Andererseits: Jetzt, wo die Unabhängigkeit zum Greifen nah ist, will man sich von niemandem in die Suppe spucken lassen. Jeder aufgetauchte Berggipfel, jeder vom Eis befreite »Nunatak«, könnte reich an Mineralien sein. Wie soll man sich da nicht als Gewinner der Klimawandels fühlen?

»Glauben Sie, Grönland kann eines Tages auf die dänischen Gelder verzichten?«, frage ich Aleqa.

»Aber ja doch«, antwortet sie, und ihre Augen blitzen. »Das Geld ist doch ein Klacks. Es ist weniger als das, was die Dänen für die Reparatur ihrer Straßen ausgeben. Wir können doch leicht ein Mehrfaches durch Konzessionen verdienen.

Früher hat der dänische Staat uns angeheuert. Seit kurzem hat sich das Blatt gewendet. Jetzt, mit unserer Quasiselbstständigkeit, sind wir es, die die Dänen einstellen, wenn wir sie als Experten brauchen.«

Nur an einer Stelle wird Aleqa Hammond ein bisschen leise und nachdenklich. Bis jetzt hat sie mit den Dänen verhandelt, einer früheren Kolonialmacht, der man den guten Willen nicht absprechen kann, und sei es aus schlechtem Gewissen. Vielleicht wird sie sich nach den Dänen zurücksehnen, wenn sie demnächst mit multinationalen Konzernen an einem Tisch sitzt?

Die Nachbarn in Island können ein Lied davon singen. Sie wissen, wie das ist, wenn ein kleines Land für den weltumspannenden Aluminiumkonzern Alcoa erst in die unberührte Landschaft am Vatnajökull eingreift, einen Staudamm und ein Wasserkraftwerk baut, dafür Schulden macht – und dann der Weltmarktpreis für Aluminium in den Keller geht.

## **Nuuk – im Basislager**

Reisen bildet. Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal Vögel zählen würde. Seit zehn Minuten sitze ich still auf dem Granitfelsen und versuche mir den Unterschied zwischen der Sporn-Ammer und der gewöhnlichen Schnee-Ammer zu merken.

Die dänische Biologin Katrine Raundrup hatte mir eingeschärft, worauf zu achten ist: Die Sporn-Ammer hat einen orangefarbenen Nacken und schwarze Punkte auf dem Kopf. Die Schnee-Ammer ist fast weiß mit schwarzen Punkten auf dem Kopf. Meine Frau Jutta würde lachen, dass ausgerechnet ich Vögel auseinanderhalten soll, wo ich doch kaum einen Spatz von einer Elster unterscheiden kann.

Die Einladung habe ich den Biologen von Nuuk Basic zu verdanken, einem Freiluftlabor eine halbe Stunde südlich der Hauptstadt.

Bevor wir wieder in die Zivilisation zurückkehren, werde ich ihnen helfen, ein Schlauchboot an den Badesee zu tragen. Das ist schon mehr meine Welt. Ungewohnt sind allerdings die Schneeschuhe an den Füßen.

Wer den Klimawandel messen will, braucht Daten, etwa von Schnee-Ammern und von Wollgras. Es ist Anfang Juni in Grönland, und die Biologen von Nuuk Basic haben mich an den Kobbefjord mitgenommen.

Zu Nuuk Basic gehören 32 Quadratkilometer Wildnis und zwei Seen. Den einen hat eine Kollegin von Katrine »Badesee« getauft, als ihr nach vielen Tagen dort draußen in der Forschungsstation danach war.

Katrine ist Anfang dreißig, eine schlanke blonde Dänin mit spöttischen grünen Augen, einem Bubikopf und einem ausgesprochenen Hang zur Arktis. Eigentlich ist sie keine Expertin für Vögel – ihr Forschungsgebiet sind Moschusochsen, jene Urviecher, die jemand in den Sechzigerjahren in der Nähe des Flughafens von Kangerlussuaq angesiedelt hat – und die sehr zartes Fleisch liefern.

Meine Kenntnisse waren bisher eher kulinarischer Natur, aber von Katrine weiß ich, dass Moschusochsen ein prächtiger Anblick sind, dass sie erfolgreich ausgewildert sind und die Bullen sich in der Brunftzeit spektakuläre Kämpfe liefern, die so eindrucksvoll sind, dass man besser ein bisschen Abstand hält.

Für ihren Master in Biologie hat Katrine zwei Jahre lang auf den Hochebenen Westgrönlands die Nähe zu diesen Urviechern gesucht. Dann heuerte sie für eine der legendären Tierfilm-Dokumentationen der BBC an. Ihre Aufgabe war es, wochenlang ganz allein mit Rucksack, Zelt und Feldstecher durch die Tundra zu streifen, um Moschusochsen auf ihren Wanderungen zu orten. Daher weiß sie, dass Moschusochsen zu den ersten Lebewesen gehören, denen es im Sommer in Grönland regelmäßig zu warm wird. Sie suchen dann Wasserlöcher, um ihr dickes Fell abzukühlen.

Doch Grönlands Regierung interessiert sich mehr für die Artenvielfalt und die langsame Ergrünung Grönlands als für Moschusochsen, und deshalb hat Katrine auf Vögel und Gräser umgesattelt. Ihre Beobachtungsrouten gehen über ein Dutzend ausgewählter Stellen auf einer sechs Kilometer langen Strecke mitten durch die Wildnis.

Katrine trägt kein Gewehr. Hier tummeln sich zwar jede Menge Tiere vom Schneehasen bis zu den Buckelwalen, aber keine gefährlichen. In den Westen Grönlands verirren sich Eisbären selten: Es gibt für sie zu wenig Eis. Häufiger sind sie im Osten anzutreffen, wo sie mit dem Treibeis reisen, und auch in Südgrönland sind sie schon gesichtet worden.

Vogelzählen am Polarkreis geht etwas anders als in gemäßigten Breiten. Dort gilt die Fünf-Minuten-Regel. Nach dieser Zeit haben sich die Vögel an den menschlichen Eindringling gewöhnt. Hier oben gilt allerdings die doppelte Regel. Weil weit und breit kein schützender Baum oder Strauch in Sicht ist, müssen sich die Beobachter volle zehn Minuten ganz klein machen und sich sehr still verhalten.

Zur empirischen Basisarbeit gehört auch die Beobachtung von Pflanzen, vor allem von Wollgras und Krähenbeere.

»Das erstaunlichste Ergebnis«, sagt Katrine, »ist, dass die Pflanzen immer in der gleichen Woche am grünsten sind, unabhängig davon, wann die Saison begonnen hat.«